

Alle sind eingeladen (Mt 20,1-16a)

Jesus von Nazaret war überzeugt von der unmittelbaren Nähe der Herrschaft Gottes. In Taten und Worten lässt er seine Nachfolgerinnen und Nachfolger an dieser Nähe des Gottesreiches Anteil nehmen. Vor allem mit Gleichnissen macht er wesentliche Züge der Herrschaft Gottes deutlich. Zu seiner Zeit gab es ganz verschiedene Auffassungen darüber, wann und wie Gott seine Herrschaft (wieder) ergreifen und ausüben wird. Alle Gleichnisse sind mit Absicht erfundene Geschichten, die nicht nach ihrer Logik befragt werden dürfen. So wäre es sinnlos zu fragen, warum der Gutsbesitzer so schlecht organisiert, dass er immer wieder auf den Markt gehen muss, und warum er beim Auszahlen bei den Letzten beginnt. Gerade mit diesen zwei Zügen wird Wesentliches über den Gutsbesitzer ausgesagt.

Gleichnisse sind Metaphern. Nach Jes 5 steht *der Weinberg* im Judentum theologisch als Metapher für das Volk Israel, um das sich Gott bemüht: „*Ja, der Weinberg des Herrn der Heere ist das Haus Israel und die Männer von Juda sind die Reben, die er zu seiner Freude gepflanzt hat*“ (Jes 5,7a) Bei den Zuhörern Jesu schwingt dieses Wissen mit, wenn sie jetzt ein Gleichnis von einem Gutsbesitzer des Weinbergs erzählt bekommen. Es handelt sich nicht um irgendeinen Gutsbesitzer und irgendeinen Weinberg, sondern eben um „seinen“, um den Weinberg des Herrn (V. 1 und V. 2; in der EÜ ist auch in V. 4 und V. 7 verdeutlichend von „meinem Weinberg“ die Rede). Von der Metapher „Weinberg“ her geht es also um Einladungen in den Herrschaftsbereich Gottes. Alle anderen Aussagen des Gleichnisses sind von dieser Grundmetapher her zu interpretieren.

Der Gutsbesitzer ist offensichtlich mehr um die Arbeiter als um den Weinberg besorgt. Immer wieder (fünfmal) geht er, um Arbeiter – eben für den Weinberg – anzuwerben. In der ganzen Erzählung findet sich daher folgerichtig das Wort „arbeiten“ erst in Vers 12, in der Kritik der zuerst Angeworbenen. Das Augenmerk liegt ganz auf dem werbenden und einladenden Verhalten des Gutsbesitzers selbst. Den eigentlichen Lohn stellt somit nicht der „Denar“ dar, sondern das Eingeladensein und das Dabeisein im Weinberg.

Mit der *ersten* Gruppe einigt sich der Gutsbesitzer auf den üblichen Denar (V. 2; nach Tob 5,15 ist der Tageslohn eine Drachme – unter Nero wurde der Silberdenar der Drachme gleichgestellt). Dies reicht gerade für den Lebensunterhalt eines Tages für eine Familie. Der *zweiten* Gruppe verspricht der Gutsbesitzer das zu geben, was recht ist (man denkt an einen Teil des Denars); ebenso den beiden folgenden. Bei der *letzten* Gruppe ist von einer Entlohnung gar nicht mehr die Rede (V. 7). Die zunächst gestellte Frage „*Was steht ihr hier den ganzen Tag untätig herum?*“ ist keine Beschuldigung, sondern vielmehr eine Einladung (die Frage, warum diese Arbeiter erst so spät am Marktplatz entdeckt werden, spielt im Gleichnis keine Rolle).

Nach Ps 104,22f und Neh 4,15 dauert der Arbeitstag eines palästinischen Bauern „*vom Anbruch der Morgenröte bis zum Aufgang der Sterne*“. Lev 19,13 und Dtn 24,14f fordern, am gleichen Tag noch den Lohn für einen Tagelöhner auszubezahlen. Die Auszahlung des Lohnes wird auf Anordnung des Gutsbesitzers bewusst unlogisch durchgeführt. Da bereits die zuletzt Eingeladenen überraschenderweise den lebensnotwendigen Denar erhalten, glauben jene, die den ganzen Tag über in seinem Weinberg (und damit im Herrschaftsbereich des Gutsbesitzers, also Jahwes) gewesen sind, mehr zu bekommen. Doch: Diese haben offensichtlich von ihrer Einladung nichts verstanden. Anstatt sich über das „Sein mit ihm“ (vgl. Mt 28,20 sowie 1,23 und 18,20) zu freuen, beginnen sie zu „murren“. In der biblischen Tradition ist das „Murren“ (vgl. Ex 16) ein Ausdruck des Unglaubens gegenüber Jahwe.

Vielleicht wird auch noch durch ein zweites Element ausgedrückt, wie wenig die zuerst Eingeladenen verstanden haben. Sie führen nämlich „die Last der Arbeit und die Hitze“ ins Treffen. In der (späteren) rabbinischen Tradition wurde dieser Ausdruck für das Studium der Tora verwendet. An-

statt sich über das Geschenk der Tora, in der Gott wirkmächtig gegenwärtig ist, zu freuen, glaubt man daraus Vorteile ziehen zu dürfen und sich auf die daraus erworbenen Verdienste berufen zu können.

Es ist vor allem die „Gleichstellung“ – die aufgrund einer falschen Optik als solche empfunden wird – die „untragbar“ zu sein scheint. Eigentlich wären ja die zuletzt gekommenen die Benachteiligten gewesen, denn diese konnten nur kurze Zeit im Weinberg sein. Auch die ungläubig Murrenden werden erneut werbend angesprochen: „Mein Freund“ (möglicherweise spielt hier auch ein kritischer Unterton mit).

Das Gleichnis gipfelt in der Selbstaussage „...weil ich gütig bin“. So ein Handeln macht das Wesen Gottes und somit sein Königsein und sein Herrsein aus. So agiert Gott. So ist es, wenn Gott an der Herrschaft ist. Offensichtlich ist Gott die alt-römische Geschäftsformel „do, ut des“ (= ich gebe, damit du gibst) unbekannt. Gottes Gerechtigkeitsbegriff orientiert sich am hebräischen Denken, wo der als „gerecht“ bezeichnet wird, der zu seinem Wort steht. Und diesem Gerechtigkeitsbegriff entspricht Jahwe sehr wohl. Immer wieder steht er zu seinem Wort, zu seinem Namen (Jahwe = „Ich bin der ‚Ich bin für euch da‘“).

Wenn Jesus dieses Gleichnis erzählt, geht er noch einen Schritt weiter: Er rechtfertigt damit sein Verhalten. „Meine Tischgemeinschaft mit Zöllnern und Sündern, meine Hinwendung zu Ausgestoßenen und Randgruppen entspricht nur dem Handeln Gottes“, will er damit sagen. Die (wörtliche) Frage bleibt: „...oder ist dein Auge böse, weil ich gut bin?“ (V. 15b).

Durch die Anfügung von Vers 16 (und die Rahmung mit 19,30) stellt der Evangelist Matthäus eine andere „Moral von der Geschichte“ heraus. Mt will mit dem Gleichnis ein Problem *seiner* Zeit behandeln und etwas Wesentliches über die Rangordnung in der Gemeinde aussagen, in der es keinen Vorsprung der Zuerstgekommenen gibt (bzw. geben soll, vgl. 19,27: „*Da antwortete Petrus: Du weißt wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was werden wir dafür bekommen?*“) Schon vorher war von der Jüngernachfolge und dem dafür zu erwartenden Lohn die Rede (19,16-30; vgl. 23,8-12: „*Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder.... Der Größte von euch soll euer Diener sein. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht*“) Selbstverständlich ist eine Abgrenzung einer Perikope immer schwierig. Warum aber bei dieser Stelle im liturgischen Vorschlag zwar Vers 16a noch gelesen und Vers 16b weggelassen wird ist mir unklar – oder wäre der Text sonst zu sehr (obwohl dies gerade die Absicht des Mt wäre!) gegen die „Ersten“ gerichtet? Wenn in der Predigt der matthäische Kontext herausgearbeitet werden soll, dann hat wohl auch dieser Vers das Recht, nicht in der Mitte halbiert zu werden.

Wenn Gott wirklich so wäre, und einfach einlädt, ... wo kämen wir da hin?

„Resignation“ ist auch in der Kirche zu einem prägenden Schlagwort geworden. Langsam scheinen wir uns abzufinden mit steigenden Kirchenaustrittszahlen, sinkenden Einnahmen, starkem Schwund an Priesterberufungen, etc. Gerade in dieser Situation des Resignierens könnte der Text Deuterocesajas neuen Mut schöpfen lassen. Auch unsere Zeit ist eine Zeit, in der Gott am Werk ist – die engagierte Mitgestaltung vieler in den einzelnen Gemeinden, das Aufbrechen verschiedenster Erneuerungsbewegungen und die große Zahl der neuen kirchlichen „Ämter und Berufungen“ könnten Signale dafür sein. Daher sind wir in der Kirche mit Gott auf dem Weg. Nur seine Wege sind eben nicht immer auch unsere (geplanten) Wege.

Jesajas Hoffnungen erfüllten sich

Geschichtlich hat sich die optimistische Zukunftsdeutung Deuterocesajas bewahrheitet. Jahwe hat nicht beleidigt darauf gewartet, bis das Volk zu ihm zurückgekehrt ist. Vielmehr hat er von neuem zur Gottsuche eingeladen. Bereits mit der Einladung wird die Zusage der „wohlbehaltenen“ Heimkehr mitgeliefert. Sogar die Schöpfung nimmt freudig Anteil daran.

Wiederholt wird eingeladen

Von einer wiederholten Einladung in das Reich, in die Herrschaft Gottes kündigt auch das als Evangelium vorgetragene Gleichnis. Zwei „moderne“ Sprüche können verdeutlichen, warum Jesus gerade Gleichnisse und immer wieder Gleichnisse wählte. *„Es lernt der Mensch im Lauf der Zeit auf vieles zu verzichten. Das einz'ge was ihm wirklich bleibt sind Bilder und Geschichten“*; und: *„Eine Gewohnheit kann man nicht zum Fenster hinauswerfen, man muss sie Stufe für Stufe die Treppe hinunterlocken“* (M. Twain). Wie in vielen anderen Gleichnissen stellt Jesus das werbende Verhalten des Gutsbesitzers in den Mittelpunkt, wenn er fünfmal erfolgreich Arbeiter für seinen Weinberg anwirbt. Nicht die schweißtreibende Arbeit steht im Zentrum, sondern Gottes Handeln.

Gott ist mit uns auf dem Weg

Ähnlich wie damals Jesus haben wir bis heute fatale Gottesbilder „herunter- bzw. hinauszulocken“. Viele sind auch heute überzeugt: „Als treu dienende Christen sind wir doch ein ‚bisschen‘ besser und haben einmal mehr zu erwarten, als jene, die erst im letzten Moment Gott brauchen.“ Denn, so haben viele seinerzeit im Katechismus gelernt, „Gott ist ein gerechter Richter, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft“. Dabei vergessen wir aber nur allzu leicht, dass Christen schon jetzt voll in Gottes Nähe stehen und wandeln. Besser gesagt: Er geht mit uns auf unserem Weg.

Wo Gott ist, ist der Himmel

Auf diesem Weg stellt sich heraus: Gott ist zu allen gleich gütig – und niemand ist ihm gleichgültig. Die Einladung ist gratis („gratis“ = gnadenhaft), aber nicht umsonst. „Nicht umsonst“, weil sie nämlich auf Gottes Reich hin erfolgt und somit einen Sinn hat. Wer sich über die erfolgte Einladung aufregt, versteht offensichtlich nicht, wohin er eigentlich geladen ist: zu Gott. „Nicht wo der Himmel ist, ist Gott, sondern wo Gott ist, ist der Himmel“ (G. Ehling). Frei nach dem Motto: „Stell dir vor, es gibt Freibier, und keiner geht hin“. Schade nur für all jene, welche die Einladung nicht annehmen und dann das Fest ohne sie gefeiert wird (gefeiert werden muss; vgl. Lk 15,32a: „Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern“) Wenn Gott wirklich so wäre, und einfach einlädt, wo kämen wir da hin? ... vielleicht doch zu Gott?

Am Ende die Rechnung:

Einmal wird uns gewiss die Rechnung präsentiert für den Sonnenschein und das Rauschen der Blätter, die sanften Maiglöckchen und die dunklen Tannen, für den Schnee und den Wind, den Vogelgesang und das Gras und die Schmetterlinge, für die Luft, die wir geatmet haben, und den Blick auf die Sterne und für all die Tage, die Abende und die Nächte.

Einmal wird es Zeit, dass wir aufbrechen und bezahlen; bitte die Rechnung! Doch wir haben sie ohne den Wirt gemacht:

Ich habe euch eingeladen, sagt der und lacht, soweit die Erde reicht: *Es war mir ein Vergnügen!* (Aus: L. Zenetti, Sieben Farben hat das Licht (1975), S. 293)

Ein Freiluftzirkus ist in der Stadt. Als Höhepunkt führt ein Seiltänzer seine Kunststücke vor. Hoch über dem Hauptplatz ist das Seil gespannt. Darunter stehen die stauenden Zuschauer. Ganz locker spaziert und tanzt der Seiltänzer über das Seil. Er fragt hinunter: „Schaffe ich es noch mal?“. Begeistert schreien alle: „Ja, natürlich.“ Und er schafft es. „Glaubt ihr, dass ich auch mit einer Schubkarre das andere Ende des Seils erreiche?“. „Ja“, schreien alle. Und als besondere Schwierigkeit hebt der Seiltänzer noch einen Zementsack in die Schubkarre. Ohne Probleme kommt er am anderen Ende an. „Schaffe ich es nochmals“, lautet erneut seine Frage. „Ja, gewiss!“, ertönt von Neuem die Antwort. „Bitte“, so ruft er jetzt hinunter, „dann lege ich den Zementsack wieder heraus und irgendjemand von euch darf heraufkommen und sich in die Karre setzen“.

Da wird es ruhig. So ernst hat den Ruf niemand gemeint. Auch jene, die zuvor am lautesten geschrien haben, bleiben jetzt still. Plötzlich meldet sich ein kleiner Junge. „Ich setze mich in die

Karre“; ruft er und klettert schon hinauf. „Halt, bleibe hier, du riskierst dein Leben“, schreit man ihm nach. Doch der Bub sitzt schon in der Karre. Den staunenden Zuschauern ruft er zu:

„Ich riskiere nichts! Der mich über das Seil schiebt, ist mein Papa. Und meinem Papa kann ich voll vertrauen“.

(Nach M.-A. Behnke – M. Bruns – R. Ludwig, Kinder feiern mit. Lesejahr A, Bernward Verlag bei Don Bosco Verlag, Hildesheim 1995)

*Dr. Franz Kogler
ist Leiter des Bibelwerkes Linz.*

aus: Gottes Volk 7/1996, 61-70